‚Writing Selves and Others' : Zur Konstruktion von Selbst- und Fremdbildern in Reiseberichten der Frühen Neuzeit

Vera Nünning

Ein ‚neuer Kosmos' öffnete sich - will man Peter Brenner Glauben schenken - den Menschen in der Frühen Neuzeit, eine offene Welt, in der im Gegensatz zu mittelalterlichen Weltbildern nicht jeder Gegenstand seinen natürlichen Ort und seine Bestimmung hatte. Anstelle des althergebrachten Glaubens an eine fest gefügte Weltordnung, in der Neues und Fremdes als Kurioses und Monströses begriffen werden mussten, wurden nun, so Brenner, ganz neue Erfahrungen des Fremden ermöglicht (vgl. Brenner 1989: 21, 30). Diese grundsätzliche Offenheit, die es erlaubte, Fremdes in das eigene Weltbild zu integrieren, wurde jedoch gleich strapaziert. Die europäische Entdeckung Amerikas und besonders die Begegnung mit anderen Ethnien stellten eine große Herausforderung dar, deren Reichweite heute kaum überschätzt werden kann. Zunächst hatte sich das englische Interesse an Amerika zwar recht lange darauf beschränkt, die Fischgründe vor Neufundland auszubeuten und die Nordwestpassage zu finden. Bis in die 1580er Jahre wurde Amerika vor allem als ein lästiges Hindernis auf dem Weg zu den Reichtümern Asiens angesehen: „In the beginning, America was in the way" (Cressy 1986: 44). Dies sollte sich jedoch rasch ändern: Ein neuer Kontinent, eine gänzlich andere Flora und Fauna, vor allem ganz andere Menschen forderten die Vorstellungskraft der Europäer heraus. Immer mehr Reisende schilderten völlig unbekannte Verhältnisse in einer Neuen Welt, und Reiseberichte erhielten einen sehr hohen Stellenwert.

Diese Schilderungen nahmen sehr unterschiedliche Formen an: Teilweise waren es recht nüchterne Berichte über Flora, Fauna und Bevölkerung, die potentielle Seefahrer und Siedler darüber informieren wollten, was sie erwartete. In diesen Kontext gehören auch die berühmten Bilder von Theodor de Bry und anderen Malern und Kupferstechern. Diese Künstler wurden mit auf die Reisen genommen, um der heimischen Bevölkerung ein wirklich anschauliches Bild von der neuen Welt vermitteln zu können. Andere Berichte sind offensichtlich von ideologischen Erkenntnisinteressen geprägt. Im Kontext der spanischen Kolonisierung der Amerikas entspann sich eine Debatte, die ganz offensichtlich von der Legitimation - bzw. der nicht möglichen Legitimation - spanischen Verhaltens gegenüber den Indianern geprägt war. Gonzalo Fernández de Oviedo etwa vertrat in diesem Kontext einen aristotelischen Standpunkt und unterschied in diejenigen, die zum Befehlen bzw. Gehorchen geboren seien. Die minderwertigen - d.h. die Indianer - könnten problemlos versklavt werden. Bartolomé de Las Casas setzte dem ein idealisierendes Indianerbild gegenüber, in dem die Spanier als Wölfe die unschul-

digen Indianer zerfleischen. Dies beförderte die ‚Black Legend', die vor allem von den Gegnern Spaniens gern aufgenommen und ausgeschmückt wurde.

Dass die daraus erwachsenden gegensätzlichen Vorstellungen von den Indianern wesentlich mehr über die Europäer und ihr eigenes Selbstbild aussagen als über die Fremden, die sie vermeintlich beschreiben, ist offensichtlich. Was mich in diesem Kontext interessiert, ist jedoch das Wechselspiel zwischen Fremdem und Eigenem, das in vermeintlich neutralen Berichten von Indianern zum Ausdruck kommt. Das Bild der Fremden ist weniger von dem abhängig, was der Reisende in der neuen Umgebung vorfindet, als von dem Reisenden selbst, von seinem Werte- und Normensystem, von seinen Intentionen und seiner Erwartungshaltung, die von sehr unterschiedlichen Faktoren geprägt ist. Die Persönlichkeit des Reisenden, sein Erfahrungshorizont und seine Werthierarchien bestimmen die Möglichkeiten und Grenzen der Fremderfahrung. Dass Reiseberichte darüber hinaus zumindest ebenso sehr Auskunft über das kulturelle Selbstverständnis geben wie über die bereisten Regionen, möchte ich anhand der ersten englischen Berichte über Begegnungen mit Indianern veranschaulichen.

Im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen wird die Frage stehen, welche Vorstellungen englische Reisende von Indianern entwickelten und welcher Zusammenhang zwischen ihrem Selbstbild und ihren Vorstellungen von den Fremden bestand. Dabei werden aus der Fülle zeitgenössischer Texte einige stereotype Merkmale herausgearbeitet, um die Mechanismen zu rekonstruieren, die am Prozess des Fremdverstehens beteiligt waren. Gerade weil viele damalige Vorstellungen aus heutiger Sicht ungewohnt und merkwürdig erscheinen, fällt eine distanzierte Analyse leichter als die Isolierung vergleichbarer gegenwärtiger Überzeugungen, die wir für selbstverständlich halten und unbefragt als zutreffend akzeptieren.

1. Europäische Vorannahmen

Schon bevor die Engländer von der Existenz der Neuen Welt erfuhren, bestanden eine Reihe von Vorannahmen darüber, was die ‚anderen', was nicht zivilisierte Menschen auszeichnete. Dieser Fundus von vermeintlichen Charakteristika war Bestandteil einer langen Tradition bekannter Schriftsteller, die von Herodot über Plinius und Isidor von Sevilla bis zu Peter Martyr reichte. Die Erwartungshaltung gebildeter Europäer war geprägt von aus heutiger Sicht mehr oder weniger glaubwürdigen Texten, deren Wahrscheinlichkeitsgehalt damals kaum abzuschätzen war, zeigten doch die vielen bislang unbekannten Pflanzen und Tiere des amerikanischen Kontinents, dass sehr seltsame Dinge und Lebewesen existierten, die es in der eigenen Erfahrungswelt schlicht nicht gab. Daher konnte auch der einflussreiche Reisebericht, der 1396 angeblich von einem John Mandeville geschrieben worden war, von Generationen von Lesern nicht leicht als fiktiv desavouiert werden. Diese äußerst populäre Schrift handelte zwar von einer Reise nach China, aber das spielte kaum eine Rolle, denn die interessanten Passagen handelten

nicht von Chinesen. Vielmehr wies der Bericht viele intertextuelle Referenzen zu früheren, sehr angesehenen Texten auf und bestärkte den Glauben an die Existenz von Amazonen, an hundsköpfige Wesen, an Menschen ohne Kopf, deren Gesicht in ihrem Brustkorb zu finden war, und an ‚Einfüßler', deren einziger Fuß so groß war, dass er im Bedarfsfall auch als Sonnenschirm dienen konnte. Natürlich waren auch Kannibalen weithin bekannt, und obgleich Amerika eigentlich der ideale geographische Standort für die Lokalisierung des Paradieses war, vermutete man auch an diesem Ort die Existenz solcher Monster, deren Zähne ganz so aussahen wie die von Hunden.

Die Bedeutung solcher Vorannahmen, die wir im Gegensatz zu damaligen Lesern heute selbstverständlich in den Bereich von Mythen und Legenden einordnen können, wirkte noch mehrere Jahrhunderte fort. So suchten Repräsentanten vieler Nationen (unter anderem der Deutsche Philipp von Hutten oder die Spanier Francisco de Orellana und Gonzalo Pizarro) auf dem amerikanischen Kontinent in beschwerlichen Expeditionen nach wundersamen Dingen, etwa nach dem sagenhaft reichen El Dorado, nach dem Jungbrunnen und nach einem Reich, in dem die Menschen nicht stürben. Dass sogar Columbus gegen die Wirkung solcher Mythen nicht gefeit war, zeigt ein Eintrag in seinem Logbuch vom Herbst 1493 während seiner zweiten Reise. Er habe zwar eine Meerjungfrau gesehen - aber die Sirenen der Karibik seien weniger schön als die bei Horaz.

Tatsächlich begegneten die ersten Engländer Indianern erst recht spät, als der frühe Rausch der großen Entdeckungen bereits nachgelassen hatte und man sich andernorts daran machte, das gewonnene Material zusammenzustellen. Führend war in dieser Hinsicht Venedig. Dort veröffentlichte Giovanni Battista Ramusio, ein hoher Beamter der Republik, das einflussreiche Sammelwerk *Delle Navigationi et Viaggi* (3 Bde., 1550, 1556, 1559), dem knapp zwei Jahrzehnte später das englische Pendant von Richard Hakluyt dem Jüngeren (1598-1600) folgte. Der bediente sich übrigens recht schamlos bei den Erfahrungen anderer Nationen, bezeichnete das ganze jedoch als englisches Projekt und schuf damit ein Werk, das England als seefahrende Nation mit einer vermeintlich langen Tradition von Reisebeschreibungen auswies.

Als es zu den ersten Begegnungen zwischen Engländern und Indianern kam, konnten die Reisenden daher auf ein breites Spektrum von Vorstellungen zurückgreifen, die zur Kategorisierung und zum Verständnis des Fremden dienen konnten. Die gebildeten Leserinnen und Leser, die Reisebeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts zur Kenntnis nahmen, waren vermutlich dazu in der Lage, entsprechende intertextuelle Referenzen zu bekannten früheren Schriften zu verstehen und die aufgerufenen Bilder zu vervollständigen.

2. Die englischen Bilder der Indianer

Zu intensiveren Begegnungen zwischen Engländern und amerikanischen Ureinwohnern, denen wir die ersten englischen Beschreibungen indianischer

Kulturen verdanken und die im Folgenden Grundlage der Untersuchung sind, kam es im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, nachdem sich Richard Hakluyt und Dr. John Dee für die Kolonisierung von Landstrichen in Amerika eingesetzt hatten. Besonderes Interesse verdient in diesem Zusammenhang Sir Walter Ralegh, der elisabethanische Höfling, Poet, Geschäftsmann, Soldat und Historiker. Ralegh organisierte in den 1580er Jahren die erste englische Besiedelung im heutigen Virginia. Darüber hinaus reiste er 1595 den Orinoko hinauf, um El Dorado und die Goldschätze Südamerikas für die englische Krone zu erobern.

Bemerkenswert ist zunächst, dass in den Schriften in der Regel eine recht kleine Zahl von stereotypen Merkmalen hervorgehoben wird, die als charakteristisch für die indianische Bevölkerung gelten. Die englischen Bilder der Indianer lassen sich schematisch zwei Typen zuordnen: ‚guten' und schlechten Wilden'.

Anfangs werden in den Berichten großenteils ‚gute Wilde' beschrieben. Im späten 16. Jahrhundert erschienen die Indianer Arthur Barlowe, der neben Thomas Hariot die genaueste Darstellung der Einwohner von Roanoke lieferte, schon auf den ersten Blick als „very handsome, and goodly people" (Barlowe 1955: 98). Außerdem seien sie einfach, sehr großzügig und gastfreundlich. Ralegh meinte am Orinoko einige Indianer getroffen zu haben, die trotz ihres biblischen Alters von über 100 Jahren noch ziemlich rege waren. Besonders beeindruckt waren die Engländer von vielen Häuptlingen, die sie als erstaunlich weise und ehrwürdig einschätzten. Eine konzise Zusammenfassung der Merkmale, die das Bild des ‘guten Wilden' prägten, gab Barlowe (1955: 8): „Wee found the people most gentle, louing, and faithfull, void of all guile, and treason, and such as liued after the manner of the golden age."[1] Diese Beschreibung ist auch insofern typisch, als sie Merkmale auflistet, die mit dem Goldenen Zeitalter verbunden wurden, das in vielen klassischen Texten der Antike beschrieben worden war. Autoren wie Barlowe konnten daher auf Vorstellungen rekurrieren, die ein ganzes Bündel von Konnotationen wach riefen, die nicht eigens ausführlich thematisiert werden mussten und dennoch mit der Neuen Welt verbunden wurden.

Gleichzeitig vermitteln die Berichte oft den Eindruck, als bestünden keine tief greifenden Unterschiede zwischen ‚guten Wilden' und Engländern. Herausragende Indianer wurden häufig dadurch gelobt, dass sie in bestimmten Belangen fast als Engländer durchgehen konnten. So beschränkte sich das hohe Lob, dass Ralegh der Ehefrau eines Kasiken zollte, nicht auf eine Beschreibung ihres Aussehens, an dem er besonders hervorhob, dass sie „of good Stature, with black Eyes, fat of Body" sei. Vielmehr betonte Ralegh, dass sie einer englischen Schönheit verblüffend ähnlich sehe: „I have seen a Lady in *England* so like her, as but for the Difference of Colour I would have sworn might have been the same" (Ralegh 1751: 197f). Als gut galten India-

1 Ralegh beschreibt paradiesähnliche Zustände auch im Orinokogebiet; vgl. Ralegh (1751: 191, 208).

ner offenbar vor allem dann, wenn sie englische Qualitäten aufwiesen. Diese Einstellung zeigt sich auch in der Würdigung der unerlässlichen Dienste, die Manteo, einer der Algonkin-Indianer in Roanoke leistete. So urteilte John White: „[Manteo] behaued himselfe toward vs as a most faithfull English man" (White 1955: 530).

Besonders gewürdigt wurden demzufolge solche indianischen Eigenheiten, die englischen Idealen entsprachen. Wenn Barlowe den großen Respekt betonte, den Indianer ihren Häuptlingen entgegenbrachten, so kommt darin das englische Leitbild einer hierarchischen Gesellschaft zum Ausdruck. Eine ähnliche Form der Angleichung des Fremden an das Eigene nahm Thomas Hariot vor, der in seinem Bericht Strafen für Gesetzesübertretungen auflistete, die zwar in seinem Heimatland praktiziert wurden, nicht aber von den Indianern in Roanoke. Vollends deutlich wird die Tendenz, ‚gute Wilde' an Engländer zu assimilieren, wenn diese als zivilisiert' beschrieben werden. So verkündete Barlowe (1955: 98f.), das Benehmen der Indianer sei „as mannerly, and ciuill, as any of Europe" [2].

Diese Betonung von vermeintlichen Ähnlichkeiten zwischen Engländern und Indianern ließ Spezifika der indianischen Kulturen kaum in den Blick geraten. Das Bild der ‚guten Wilden' kennzeichnete im Wesentlichen Menschen, die noch keine negativen Charakteristika ausgeprägt hatten und einige - natürlich positiv konnotierte - englische Eigenschaften besaßen. Diese Vorstellung von ‚guten Wilden' leistete zudem der Annahme Vorschub, dass die Indianer die Moralvorstellungen und Verhaltensweisen der Engländer schnell übernehmen würden. So schrieb Thomas Hariot (1955: 372) zuversichtlich, dass es nicht lange dauern werde, bis die Indianer zivilisierte und christliche Menschen würden: „[I]f meanes of good gouernment bee used, [...] they may in short time be brought to ciuilitie, and the imbracing of true religion" .[3]

Angesichts solcher Hoffnungen war eine baldige Ernüchterung absehbar. Die enttäuschten Erwartungen der Siedler in Roanoke und in Jamestown schlugen sich rasch in einem negativen Konzept von schlechten Wilden' nieder, mit dem von Beginn an alle Indianer charakterisiert wurden, die sich englischen Anforderungen widersetzten. Obgleich es zu jeder Zeit unterschiedliche Bilder von ‚Wilden' gab und in einzelnen Texten teilweise widersprüchliche Darstellungen zu finden sind, waren die Beschreibungen, die im späten 16. Jahrhundert verfasst wurden, insgesamt gesehen viel positiver als diejenigen, die von Engländern in Virginia im 17. Jahrhundert, insbesondere nach 1622 verbreitet wurden.[4]

2 Zum Vorherigen vgl. Hariot (1955: 374f.) sowie Barlowe (1955:103).

3 Vgl. zu dem mangelnden Interesse an den Spezifika der indianischen Kulturen auch Pagden (1982: 5).

4 In vielen Texten finden sich zudem teilweise widersprüchliche Aussagen, was sich durch die unterschiedlichen Kontexte erklärt. Zum Wandel der englischen Bilder der ‚Wilden' vgl. auch Andrews (1984: 324).

Ein zentrales Merkmal der dämonisierten schlechten Wilden' war englischen Beobachtern zufolge deren Neigung zum Diebstahl. John Smith, der 1608-9 Gouverneur der Kolonie Virginia war, betonte außerdem die Habgier, die sich auch noch auf wertlose Gegenstände richtete: Indianer seien vor allem auf Glasperlen - „and such like trash" - versessen (vgl. Smith 1966: 30). Beschreibungen des schlechten Wilden' hoben zudem die Grausamkeit der Indianer hervor, betonten aber gleichzeitig ihre Ängstlichkeit. In der Charakterisierung von schlechten Wilden' wurde daher auch der Respekt vor Häuptlingen negativ gedeutet. Smith erwähnte zwar, dass die Indianer Gesetze einhielten; er betonte jedoch, dass sie die tyrannischen Maßnahmen ihres Anführers Powhatan lediglich aus Angst vor den drohenden barbarischen Strafen befolgten.[5] Smith' Schilderung der Beziehung der Indianer zu ihrem despotischen Führer bringt daher gleichzeitig die Feigheit und die Grausamkeit dieser vermeintlichen Barbaren zum Ausdruck. Statt der geordneten hierarchischen Gesellschaftsstruktur hob Smith die angeblich despotische politische Ordnung hervor.

Wie unzutreffend die Charakterisierung von schlechten Wilden' war, zeigt sich besonders daran, dass ihnen eine Neigung zu Verrat zugeschrieben wurde - obgleich sich doch gerade die Briten selbst durch nicht eingehaltene Versprechungen und Vertragsbrüche auszeichneten. Eine Fülle von Verhaltensweisen wurde auf die betrügerischen Absichten der Indianer zurückgeführt. Heimtücke, Falschheit und Betrug zählten zu den herausragenden Merkmalen, die das Bild vom schlechten Wilden' prägten. Die Projektion der eigenen unlauteren Absichten prägt auch die Beschreibung der Art und Weise, wie die Engländer Pocahontas, die sagenumwobene indianische Vermittlerin beider Gemeinschaften und Helferin der Kolonisten, in ihre Gewalt bekamen.[6] Eigentlich hatten die englischen Siedler allen Grund, dieser Tochter Powhatans dankbar zu sein. Dennoch nahmen sie Pocahontas durch eine List als Geisel, um Powhatan zu weiteren Zugeständnissen zu zwingen. In Smith' Bericht über diese unrühmliche Tat werden jedoch zwei Indianer für den Betrug verantwortlich gemacht, die von den Engländern dazu überredet worden waren, ihnen bei der Gefangennahme behilflich zu sein. Aus englischer Sicht waren es die beiden Indianer, die „the poor innocent *Pocahontas*" [7] betrogen.

Ebenfalls sehr wichtig war die Charakterisierung der Ureinwohner als unmenschlich'. Der vermeintliche Mangel an Menschlichkeit zeigt sich in den Schriften vor allem an der Betonung des Kannibalismus. Selbst Ralegh,

5 Vgl. Smith (1966: 38). Kupperman (1980: 48) deutet hingegen alle Beschreibungen des Respekts der Indianer vor Gesetzen und Stammesoberhäuptern als Anzeichen für ein positives Indianerbild.

6 Zu den Mythen um Pocahontas vgl. Tilton (1994).

7 Das Verhalten der Indianer wird darüber hinaus durch den geringen Lohn für diesen Betrug abgewertet; vgl. dazu Smith (1966: 112): „[T]he Saluage for the Copper Kettle would haue done any thing" . Eine andere Deutung des immer wiederkehrenden Vorwurfs des Verrats findet sich bei Kupperman (1980:127-129).

der insgesamt ein sehr positives Bild der Indianer zeichnete, wies mehrfach darauf hin, dass es am Orinoko Kannibalen gebe, die für einen geringen Profit sogar ihre engsten Verwandten verkauften.[8] Der Kapitän von Raleghs Schiff, Lawrence Keymis, weiß dem in seinem Bericht noch hinzuzufügen, dass Kannibalen wie die Ipaios keine vergifteten Pfeile benutzten, weil ihnen dadurch ja das spätere Mahl verdorben würde.[9] Ein Bericht, den Hakluyt abdruckte, lässt den Bezug auf frühere Texte klar erkennen: Die Kannibalen seien „a cruell kinde of people, whose foode is mans flesh, and [who] have teeth like dogges“ (Peckham o.J.: 51).[10] Dabei ist festzuhalten, dass keiner der Berichtenden selbst jemals einen Kannibalen gesehen hatte. Ein früher Reisebericht von David Ingram berichtete denn auch von Kannibalen in Nordamerika, wo sie heutigen Kenntnissen zufolge nie zu finden waren.

‚Schlechten Wilden' wurden auch über den Vorwurf des Kannibalismus hinaus animalische Züge zugeschrieben; oft wurden sie als *brutish* charakterisiert. Dies war im 16. und frühen 17. Jahrhundert ein wesentlich schwerwiegenderer Vorwurf, als man heute meinen könnte. In der *chain of being* waren Menschen über den Tieren eingeordnet, da sie fähig waren, ihre destruktiven animalischen Instinkte einzudämmen bzw. zu beherrschen. Aufgrund der hierarchischen Struktur innerhalb jedes Gliedes der ‚Kette des Seins' waren sozial niedrig gestellte Schichten daher viel näher an der Grenze zum Tierreich als die Oberschichten. Ein Abgleiten in den animalischen Bereich, der gemäß frühneuzeitlicher Konventionen als bedrohlich und bestialisch eingeschätzt wurde, war daher durchaus denkbar - und konnte zu entsprechenden Repressionen führen.

Noch abwertender war die häufig vorzufindende Verbindung von ‚schlechten Wilden' mit dem Teufel. In Zeiten, in denen sich Christen unterschiedlicher Glaubensrichtungen gegenseitig der Ketzerei bezichtigten und Todesstrafen auch für vermeintliche Hexerei skrupellos umgesetzt wurden, konnten solche Konnotationen eine große Wirkung entfalten. Wie nah die amerikanischen Ureinwohner an der Grenze zum Dämonischen angesiedelt wurden, belegt die Tatsache, dass selbst einige Berichte über positive Begebenheiten von dieser Einschätzung geprägt sind. Vor einer Gleichsetzung mit höllischen Wesen war selbst Pocahontas nicht gefeit, die als Tochter des einflussreichen Powhatan, der einer Vereinigung von dreizehn Algonkin-Gruppen Vorstand, einen sehr hohen sozialen Rang innehatte. Hinzu kam, dass sie dem Briten John Smith das Leben gerettet hatte. Die Beschreibung

8 Vgl. Ralegh (1751:179): „[T]he Canibals [...] are of that barbarous Nature, as they will for 3 or 4 Hatches sell the Sons and Daughters of their own Brethren and Sisters, and for somewhat more even their own Daughters“ . Vgl. auch ebd. (211).

9 Keymis (o.J.: 395). Vgl. auch die Beschreibung eines kannibalischen Rituals von Ralegh (1751: 187): „Those Nations which are called *Arwacas* which dwell on the South of *Oroonoko* [...] do use to beat the Bones of their Lords into Powder, and their Wives and Friends drink it all in their several Sorts of Drinks“

10 Einige Siedler in Virginia beschreiben Kannibalen, schränken aber ein, dass sie diese nicht selbst gesehen hätten. Vgl. dazu auch Kupperman (1980: 43f., 127).

ihres Versuchs, mit einigen Gefährtinnen englische Gäste zu unterhalten, zeigt die Selbstverständlichkeit, mit der Engländer unbekannte Sitten dämonisierten. Besonders deutlich wird dies in der Art und Weise, wie Smith das Tanzen und Singen der Indianerinnen schilderte:

> [T]hirtie young women came naked out of the woods, onely covered behind and before with a few greene leaues [...]. These fiends with most hellish shouts and cryes [...] cast themselues in a ring about the fire, singing and dauncing [and] oft falling into their infernall passions (Smith 1966: 67).

Dass Smith in den jungen Indianerinnen nur Dämonen sah, die höllische Laute von sich gaben, sagt wenig über die Besonderheiten indianischer Kulturen, dafür aber viel über die Ängste der englischen Beobachter aus. Das Bild des ‚schlechten Wilden', das in den Schriften über englische Erfahrungen in Jamestown im frühen 17. Jahrhundert vorherrscht, wird den Spezifika der indianischen Kulturen insgesamt ebenso wenig gerecht wie die frühere idealisierte Vorstellung von den ‚guten Wilden'.

3. Prägende Faktoren

Daraus ergibt sich die Frage, welche Faktoren die englische Wahrnehmung der Indianer prägten. Zunächst ist festzuhalten, dass es den Reisenden des 16. Jahrhunderts nicht darum ging, ein umfassendes Bild indianischer Kulturen zu geben. Vielmehr hielten sie vor allem das fest, was sie und spätere Siedler gebrauchen konnten. Interessant waren Indianer aus englischer Sicht als potentielle Informanten - vorzugsweise über Fundstellen von Gold und anderen Edelmetallen -, als Lieferanten von Nahrungsmitteln sowie als Objekte religiöser Bekehrung und wirtschaftlicher Ausnutzung.[11] Die Beschreibung und Beurteilung von Indianern hing auch von deren potentiellem Nutzen ab.

Zu den wichtigsten Faktoren, die das englische Indianerbild beeinflussten, gehört die Verwendung von Kategorien und Denkmustern aus der englischen Kultur, die das Verständnis indianischer Sitten und Gebräuche eher behinderten als ermöglichten. Wichtig waren darüber hinaus die Vorannahmen der Reisenden, die aus deren Kenntnis früherer, mit phantasievollen Beschreibungen gespickten Texte resultierten und sich in intertextuellen Bezügen manifestierten. Zudem dienten die Ureinwohner oftmals als Projektionsfläche für englische Wunschvorstellungen. Nicht zuletzt sind die Inte-

11 Dass Indianer in erster Linie als Mittel zu spezifischen Zwecken betrachtet wurden, prägte die Beschreibungen und Handlungen der Kolonisatoren. So war es für Gouverneur Ralph Lane völlig gleichgültig, ob er den gewünschten Kontakt mit den Mangoak-Indianem bekam, indem er freundschaftliche Beziehungen aufnahm, oder einige von ihnen gefangennahm. Vgl. Lane (1955: 268): er wünschte sich den Kontakt „either in friendship or otherwise to haue had one or two of them prisoners". Ein ähnliches Verhalten legte auch Ralegh an den Tag, der häufig Geiseln nahm; vgl. etwa Ralegh (1751: 185).

ressen und Bedürfnisse der Kolonisten von großer Bedeutung für die Erklärung des verzerrten Indianerbildes.

Ein Umstand, der die Wahrnehmung indianischer Charakteristika behinderte, war die Übertragung von Kategorien und Wertvorstellungen aus der englischen Kultur. Englische Berichterstatter gingen davon aus, dass indianische Gemeinschaften in einer ähnlichen Weise strukturiert seien wie die eigene. Dies zeigt sich schon in dem Gebrauch einiger Begriffe. So beschrieb Barlowe den Respekt der Indianer vor deren „King, Nobilitie, and Gouernors" und unterstellte damit, dass die Indianer nicht nur einen König und Adlige hatten, sondern auch ein politisches System, in dem bestimmte Personen mit Regierung und Verwaltung betraut waren.[12]

Wie sehr englische Konzepte die Wahrnehmung leiteten, wird etwa daran deutlich, dass immer nur die Ranghöchsten mit positiven Attributen belegt und als schön und weise beschrieben wurden. Einige Häuptlinge verstanden nach der Ansicht englischer Beobachter darüber hinaus erstaunlich viel von Politik, wie etwa der Gouverneur der ersten Kolonie in Roanoke, Ralph Lane feststellte: „The King of the sayd prouince is called Menatonon [...] for a Sauage, a very graue and wise man, and of very singulär good discourse in matters concerning the state" (Lane 1955: 259).[13] Allerdings wurden nur solche Häuptlinge positiv charakterisiert, die den Engländern halfen.

Das Bild des schlechten Wilden' - insbesondere der Vorwurf des Kannibalismus - war von der europäischen Einteilung in zivilisierte und barbarische Völker geprägt. In dieser Polarisierung wurden Barbaren als diejenigen ausgegrenzt, die weder über (die eigenen, absolut gesetzten) Sprachen noch über Gesetze oder Moral verfügten.[14] Außerdem war in der mittelalterlichen Folklore die Figur des ‚wilden Manns', des *homo silvaticus*, sehr populär. Solche Wesen trieben gängigen Vorstellungen zufolge in Wäldern ihr Unwesen: Angeblich waren sie sehr stark, am ganzen Körper behaart, nackt, wollüstig

12 Viele Beobachter glaubten sogar, dass indianische Adlige neben anderen Vorteilen auch Handelsprivilegien genössen und dass Eheschließungen nur innerhalb der eigenen sozialen Schicht vorgenommen würden. Vgl. zu diesen Fehleinschätzungen Kupperman (1980: 50). In ähnlicher Weise projizierte Ralegh (1751: 203f.) den politischen Wert der Freiheit auf einen von ihm positiv geschilderten Indianer: „[Ein König] answered with a great Sigh (as a Man which had an inward Feeling of the Loss of his Country and Liberty […])"

13 Vgl. auch Ralegh (1751: 205): „ I marvelled to find a Man of that Gravity and Judgment, and of so good Discourse, that had no Help of Learning nor Breed" Quinn (1955: 237) weist darauf hin, dass ranghöhere Indianer wesentlich besser angesehen und behandelt wurden. Auch die Annahme, dass Indianer sich als gute Handelspartner erweisen würden, basiert auf europäischen Auffassungen vom Wert von Waren. Die Nacktheit oder spärliche Bekleidung der Indianer wird u.a. deshalb häufig erwähnt, weil man sie als künftige Abnehmer englischer Tuche ansah. Ob Indianer an wollener Kleidung interessiert waren oder nicht, war eine Frage, die nicht gestellt wurde. Man ging schlicht davon aus, dass auch Bewohner tropischer Gegenden an ‚zivilisierter' Kleidung interessiert wären, sobald sie diese kennen lernten. Vgl. etwa Peckham (o.J.: 61). Zur Sicht von Indianern als Abnehmer englischer Tuche vgl. auch Kupperman (1980: 40).

14 Vgl. Pagden (1982: 20f.).

und unbeherrscht. Bereits die im 16. Jahrhundert geläufigste englische Bezeichnung für Indianer, *savages* oder s*alvages* verweist darauf, dass die Einwohner Amerikas in die Nähe tierähnlicher Wesen gerückt wurden.[15]

Einige Charakterzüge, die schlechten Wilden' zugeschrieben wurden, können dadurch erklärt werden, dass englische Beobachter ihr eigenes Fehlverhalten auf die Indianer übertrugen. So trifft etwa die Anschuldigung, habgierig zu sein und zu viel für die eigene Ware zu verlangen, in größerem Maße auf die Engländer zu als auf die Indianer. Zunächst versuchten englische Kolonisten, die Indianer durch möglichst wertlose Geschenke gewogen zu stimmen, um sie dann umso besser ausnutzen zu können. Fügten sich die Indianer den Engländern nicht freiwillig, das war von Anfang an klar, so würde man militärisch gegen sie Vorgehen.[16]

Das Bild des ‚guten Wilden' kann als eine Projektion von Wunschvorstellungen gedeutet werden, in die auch intertextuelle Bezüge Eingang fanden. Die Wahrnehmung der paradiesischen Zustände, die englische Reisende anfangs in Amerika vorzufinden glaubten,[17] war von europäischen Vorstellungen über glückselige Gemeinschaften vorgeprägt. Ihre Bewohner waren tugendhaft, glücklich, schön, gerecht und, was im 16. Jahrhundert besonders attraktiv war, sie lebten lange und gesund. Diese Vorstellungen beeinflussten etwa die Wahrnehmung Raleghs, der in Guiana ein „very earthly Paradise" [18] vorzufinden glaubte und sich nicht über das biblische Alter einiger Könige wunderte. Auch Barlowes Darstellung der Indianer in Roanoke, die wie im Goldenen Zeitalter lebten, ist von europäischen christlichen Auffassungen geprägt: „The earth bringeth foorth all things in aboundance, as in the first creation, without toile or labour." (Barlowe 1955:108)[19]

Allerdings lassen sich nicht sämtliche Beschreibungen indianischer Kulturen auf das Vorwissen der Berichtenden zurückführen; vielmehr werden durchaus auch Elemente der tatsächlichen Lebensweise der Indianer erwähnt. Nicht in das Bild der paradiesischen Zustände, in denen der Boden alles „ohne Mühsal und Arbeit" hervorbrachte, passt etwa der Hinweis, dass die Indianer Ackerbau betrieben. Schließlich mussten die Indianer mit ihren landwirtschaftlichen Erzeugnissen auch noch die ersten Kolonisten mit durchfüttern, die ohne ihre Hilfe verhungert wären. Außerdem berichtete Barlowe, dass die Indianer einen „deadlie and terrible warre" mit benachbarten Stämmen führten und deshalb großes Interesse an den Schwertern der Engländer bekundeten - beides Züge, die nicht mit dem Bild des goldenen

15 Vgl. zur Popularität des ‚wilden Mannes' etwa Dickason (1984: 70-77) sowie Berkhofer (1978:13).
16 Vgl. dazu etwa Quinn (1955: 210f.).
17 Besonders Kritikern der zeitgenössischen Verhältnisse in England dienten solche Vorstellungen eines Paradieses auf Erden als Beispiel dafür, wie ein gutes und gerechtes Zusammenleben geregelt sein könnte. Vgl. dazu etwa Sheehan (1980: 33f.).
18 Zitiert nach Sheehan (1980:14). Vgl. zu ähnlichen Aussagen auch Ralegh (1751:191, 208).
19 Diese Stelle wird in Hakluyts Abdruck bezeichnenderweise ausgelassen.

Zeitalters oder dem Paradies auf Erden vereinbar sind.[20] Dass Barlowe selbst nicht so recht an seine positiven Charakterisierungen der ‚guten Wilden' glauben konnte, zeigt sich in dem anhaltenden Misstrauen, das sein Verhalten gegenüber den Indianern prägte.

Um die Glaubwürdigkeit der eigenen Schilderungen zu bekräftigen, pflegten englische Reisende Kuriositäten zur Besichtigung mit nach Europa zu bringen. So nahm Ralegh von seiner Fahrt den Orinoko hinauf einige goldhaltige Steine mit, die die Existenz reichhaltiger Goldminen beweisen sollten, und den Sohn eines Kasiken, der die nötige indianische Unterstützung für die Eroberung von El Dorado zusichern konnte.[21] Sowohl Ralegh als auch sein Kapitän Keymis bedauerten darüber hinaus, erst zu spät erfahren zu haben, dass am Orinoko ein Stamm von Menschen ohne Kopf lebte. Beide versicherten ihren Lesern, dass sie gern einen dieser kopflosen Menschen mitgebracht hätten, um deren Existenz endlich zweifelsfrei zu beweisen.[22] Demgegenüber fällt auf, dass beide von Amazonen berichten, ohne den Wunsch zu äußern, ein Exemplar dieser Spezies mit nach England zu nehmen.

Für die Klärung der Frage nach den Faktoren, die das Bild der ‚Wilden' prägten, sind außerdem die Motive der Berichtenden von Bedeutung. Sehr viele Berichte wurden mit der Absicht verfasst, für bestimmte Kolonien zu werben oder zum Aufbau des englischen Empire beizutragen. Hinzu kommt bei den Schriften von John Smith und späteren Siedlern das Motiv, das eigene - im Regelfall doppelzüngige und brutale - Vorgehen gegenüber den Indianern rückblickend zu rechtfertigen. Die Bilder der ‚Wilden', die Reisende in England verbreiteten, sind daher stark von den Intentionen der Berichterstatter geprägt.

Viele Aussagen über die Indianer in Roanoke und Jamestown erscheinen vor diesem Hintergrund in einem anderen Licht. Im Falle der von Ralegh in Auftrag gegebenen Berichte über Roanoke beeinflusste die Absicht, für die neue Kolonie zu werben, die Beschreibung der ‚guten Wilden'. Barlowes Schilderung der großen Gastfreundschaft der Indianer suggerierte englischen Lesern, dass die Ureinwohner weiße Siedler freundlich aufnehmen würden. Seine Evozierung paradiesischer Zustände suggerierte Lesern, dass sie in der Neuen Welt ein angenehmes, glückliches und von Müßiggang geprägtes Leben führen könnten, das in scharfem Kontrast zur Situation in England

20 Vgl. Barlowe (1955:101). Zu dieser Diskrepanz zwischen dem ‚Goldenen Zeitalter' und dem Interesse an Schwertern vgl. auch Greenblatt (1991: 94).

21 Zu Berichten anderer Reisender vgl. Ralegh (1751: 160,167), zu Vergleichen mit historischen spanischen Eroberungen Ralegh (1751: 158, 228f.). Zur Mitnahme bzw. Entführung von Gold und Menschen vgl. etwa Füller (1991: 46f.). Greenblatt (1973: 106f.) bezeichnet das häufige Einfügen indianischer Bezeichnungen als einen Versuch, die Authentizität des Berichteten zu bezeugen.

22 Zu den kopflosen Menschen in diesem Zusammenhang vgl. Ralegh (1751: 210) sowie Keymis (o.J.: 372f.).

stand. Dies diente den Zielen Raleghs, der Investoren und Siedler brauchte, ohne die seine Kolonie zum Scheitern verurteilt war.[23]

Das Bild der verräterischen und teuflischen Wilden, das Smith verbreitete, rechtfertigte hingegen seine von Beginn an harte Politik gegenüber den Indianern. Durch seine negative Charakterisierung legitimierte Smith sein konsequentes Eintreten für Zwang und Unterwerfung. Smith wies mit Nachdruck die Auffassung zurück, dass erst der indianische Überfall von 1622, bei dem fast 350 Weiße getötet worden waren, die Engländer zur gezielten Ausrottung der Indianer berechtigt habe. Seiner Meinung nach hatten die Indianer den Engländern vorher schon Hunderte von Gründen dafür geliefert, sie zu bekämpfen.[24] Das Bild der ‚schlechten Wilden' rechtfertigte daher das englische Verhalten gegenüber den Indianern, das von ökonomischer Ausbeutung über vorsorgliche Geiselnahme bis zu Mord reichte. Diese Handlungen waren mit dem positiven Selbstbild einer zivilisierten' und christlichen Nation nur schwer in Einklang zu bringen.[25]

4. Das englische Selbstbild

Wenngleich die englischen Beschreibungen der Ureinwohner nur wenige Rückschlüsse auf deren Charakteristika zulassen, so können sie doch Aufschluss über das englische Selbstbild vermitteln. Dieses Selbstbild zeigt sich etwa in der Auffassung, dass Gott die Besiedelung des nördlichen Amerikas der eigenen Nation Vorbehalten habe, damit sie die Indianer zum Protestan-

23 Auch Barlowes nicht recht in dieses Bild passender Hinweis auf die vielfältigen Kriege zwischen den Stämmen, die seines Erachtens ständig zu einer Vernichtung eines großen Teils der indianischen Bevölkerung führten, diente den Zielen der Kolonisierung und der Beruhigung der Engländer. Barlowe suggerierte damit zum einen, dass die Indianer nicht in der Lage sein würden, auch noch die Engländer zu bekämpfen. Zum anderen verdeutlichte er, dass man in Virginia ebenso vorgehen könne wie Cortes in Mittelamerika und indianische Zwiste durch geschicktes Taktieren ausnutzen konnte.

24 Vgl. Smith (1966: 147): „[They] haue giuen vs an hundred times as iust occasions long agoe to subiect them". In diesem Fall empfahl Smith sogar die Spanier als Vorbild, die richtig gehandelt hätten: „The Spaniards] forced the treacherous and rebellious Infidels to doe all manner of drudgery worke and slauery for them" (ebd.). Tatsächlich dienten viele faktisch unzutreffende Annahmen - auch der angebliche Kannibalismus der schlechten Wilden - dazu, das Verhalten der Kolonisatoren zu rechtfertigen. Zur Rechtfertigung der spanischen ‚conquista' durch den Bezug auf Religion und Mythen vgl. auch Ette (1991:171-3).

25 Die Ausbeutung der Indianer bereitete vielen Engländern kein Kopfzerbrechen. So erklärte Smith (1966: 82) den geringen Profit, den die Kolonie anfangs einbrachte, mit dem Bild der schlechten Wilden, die erst unterworfen werden mussten, bevor sie ausgebeutet werden konnten: „[E]re we could bring to recompence our paines, defray our charges, and satisfie our Adventurers; we were to discover the Countrey, subdue the people, bring them to be tractable, civill and industrious, and teach them trades, that the fruits of their labours might make vs some recompence, or plant such *Colonies* of our owne, that must first make prouision how to liue of themselues, ere they can bring to perfection the commodities of the Country".

tismus bekehren könnte. In Bezug auf die Missionierung bestand jedoch eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem Selbstbild und den Handlungen der Engländer: Im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert unternahmen die englischen Siedler keinerlei Missionierungsversuche. Raleghs Pläne für die Eroberung von Guiana zeichnen sich sogar dadurch aus, dass in ihnen jeglicher Hinweis auf geplante Missionstätigkeiten fehlt; nicht einmal vor dem Katholizismus wollte Ralegh die Indianer retten. Die idealisierte Selbsteinschätzung der Briten ließ sich daher nicht immer mit ihren Handlungen vereinbaren.

Das positive Selbstbild der Engländer, die sich als Wohltäter der Indianer sahen, manifestiert sich dennoch in zahlreichen Berichten. Obgleich heute nur schwer nachvollziehbar ist, wie sich diese Auffassung mit dem eigenen Verhalten in Einklang bringen ließ, wiesen Befürworter von Koloniegründungen gern darauf hin, dass die Anwesenheit englischer Siedler den Ureinwohnern in vielfacher Weise nutze.[26] So zeigt das gesamte sechste Kapitel eines Traktats von Sir George Peckham, „that the traffique and planting in those countries, shall be unto the Savages themselves very beneficiall and gainefull".[27] Schließlich würden die ‚Wilden' dadurch nicht nur von ihren unsittlichen Gebräuchen abgebracht und zivilisiert, sondern sie kämen auch in den Genuss vieler nützlicher technischer Fertigkeiten. Selbst in Gewalt resultierende Konflikte mit den Indianern vermochten dieses schmeichelhafte Selbstbild kaum zu beeinträchtigen. John Smith schreckte noch 1624 nicht davor zurück, die Engländer als „Benefactors"[28], als Wohltäter der Indianer, zu bezeichnen.

Das englische Selbstbild, das in den Berichten über Raleghs Entdeckungsreise in Südamerika zum Ausdruck kommt, ist ähnlich positiv. In diesen Schriften stilisieren sich die Engländer im Gegensatz zu den Spaniern als Befreier und Beschützer der machtlosen, aber guten indianischen Bevölkerung. Dieses Bild der englischen Nation wurde von Ralegh gezielt verbreitet. Um die Indianer für die eigene Seite zu gewinnen, versuchte er sie davon zu überzeugen, dass die englische Nation alle Völker Europas von der Tyrannei der Spanier befreit habe und dass er selbst ausgeschickt worden sei, um die Indianer vom spanischen Joch zu erlösen. Für diese Selbststilisierung ist die

26 Vgl. Peckham (o.J.: 68). Vgl. zum Folgenden ebd. (69): „[Ojver and beside the knowledge how to till and dresse their grounds, they shal be reduced from unseemly customes to honest maners, from disordered riotous routs and companyes to a well governed common wealth, and withall, shalbe taught mechanicall occupations, arts, and überall sciences: and which standeth them most upon, they shalbe defended from the cruelty of their tyrannicall and blood sucking neighbors the Canibals, whereby infinite number of their lives shalbe preserved. And lastly, by this meanes many of their poore innocent children shall be preserved from the bloody knife of the sacrificer, a most horrible and destestable custome in the sight of God and man" .

27 Diese Schrift wurde in gekürzter Form in Hakluyts Sammlung von Reiseberichten abgedruckt, nach der hier zitiert wird: Peckham (o.J.: 68).

28 Smith (1966:145). Smith hob außerdem hervor, dass die Engländer den Indianern täglich „many benefits" (ebd.) gebracht haben.

Beziehung zu den Indianern, die angeblich von den freiheitsliebenden Engländern befreit werden sollten, ebenso von Bedeutung wie die Abgrenzung vom Erzfeind, den Spaniern. Ganz im Einklang mit John Foxes Vorstellung von der *elect nation,29* die durch Königin Elisabeth endgültig von katholischen Repressionen befreit worden war, schicken sich die Engländer nun an, auch die Indianer an diesem Glück teilhaben zu lassen. Dementsprechend verteilte Ralegh auch Goldmünzen mit Elisabeths Konterfei. Dass die Engländer dadurch im Gegensatz zu den Spaniern als Gebende und nicht als Ausbeuter erschienen, ließ Ralegh sich einiges kosten; er zeigte sich sogar betont desinteressiert an Goldminen. Gleichzeitig ließ er keinerlei Zweifel daran, dass dies lediglich eine Strategie war, die „our Desire of Gold" und „our Purpose of Invasion" (Ralegh 1751: 217)[30] zugleich verdecken und befördern sollte.

Die ostentative Abgrenzung von den Spaniern ging über die Selbstdarstellung als Befreier und Gönner noch hinaus. Bei Ralegh erscheint die englische Nation als eine gerechte Gemeinschaft, der die Indianer angeblich „true love and admiration" entgegenbrachten (Keymis o.J.: 379). Viele Maßnahmen Raleghs entsprachen dieser positiven Einschätzung. So duldete er keine Verletzung der Rechte freundlich gesonnener Indianer. Es war zwar nicht einfach, englische Matrosen zur Achtung indianischen Eigentums zu bringen, aber Ralegh verließ kein Dorf, ohne gestohlene Güter zu ersetzen und Übeltäter demonstrativ zu bestrafen. Dadurch sollten die Engländer im Gegensatz zu den ausbeuterischen Spaniern als freundlich und gerecht erscheinen.[31] In einer Schilderung von Keymis wird besonders deutlich, wie sehr dieses Verhalten, das den englischen Matrosen und Soldaten aufgezwungen werden musste, umgedeutet und als bloßer Ausdruck natürlicher englischer Umgangsformen präsentiert wird. Im pointierten Anschluss an eine Schilderung spanischer Grausamkeiten stilisiert Keymis das außergewöhnliche Tun Raleghs im scharfen Kontrast zu dem der Spanier, denn die englische Mäßigung erscheint in seiner Deutung nur als „a matter but of small and ordinarie respect" (Keymis o.J.: 379).

Mehr noch als die Respektierung des Eigentums der Indianer fällt der Verzicht auf indianische Frauen ins Auge. Diese Selbstbeherrschung der Engländer schilderte Ralegh in den schillerndsten Farben. Dabei betont er den Kontrast zu dem Verhalten der Spanier:

29 Vgl. Foxe, *Acts and Monuments* (1563); dieses äußerst populäre und immer wieder neu aufgelegte Werk ist bekannter unter dem Titel *Book of Martyrs.*

30 Vgl. auch ebd. (193).

31 Vgl. Ralegh (1751:194f.): „Nothing got us more Love among them than this Usage, for I suffered not any Man to take from any of the Nations so much as a Pina, or a *Potatoe* Root, without giving them Contentment [...] But I confess it was a very impatient Work to keep the meaner Sort from Spoil and Stealing, when we came to their Houses, which because in all I could not prevent [...] and if ought were stolen or taken by Violence, either the same was restored, and the Party punished in their Sight, or else it was paid for." Vgl. zu Raleghs Kritik an den Spaniern, die die unschuldigen Indianer nur ausnutzten (Ralegh 1751:174), auch Quinn (1955).

> the *Spaniards* [...] took from them both their Wives and Daughters daily, and used them for the satisfying of their own Lusts, especially such as they took in this Manner by Strength. But I protest before the Majesty of the living God, that I neither know nor believe, that any of our Company one or other, by Violence or otherwise, ever knew any of their Women, and yet we saw many Hundreds, and had many in our Power, and of those very young, and excellently favoured, which came among us without Deceit, stark naked (Ralegh 1751:194).

Wenn Ralegh hervorhebt, dass die Engländer Hunderte von hübschen, arglosen, nackten und wehrlosen Frauen unberührt ließen, so wird deutlich, dass ihnen ihr tugendhaftes Verhalten nicht eben leicht fiel. Tatsächlich sprach Ralegh damit einen außergewöhnlichen Zug der englischen Männer während der Erkundungen von Roanoke, Virginia und des Orinokogebiets an. Während Spanier Aruak-Indianerinnern auch als Lustobjekte betrachteten, hielten sich die englischen Reisenden von Indianerinnen fern.[32] Die vermeintlichen englischen Selbstmodelle als Befreier, Beschützer und Wohltäter entsprachen ihren Handlungen zwar nicht, aber zumindest die Eigencharakterisierung als selbstbeherrscht stimmt mit ihrem Verhalten überein.

Hervorstechend ist darüber hinaus die tiefe Überzeugung der Engländer von ihrer umfassenden Überlegenheit gegenüber den Indianern. Gleichgültig, ob sie sich mit ‚guten' oder ‚schlechten Wilden' konfrontiert sahen, die Berichtenden betonten immer wieder die eigenen herausragenden Qualitäten. In der Forschung wird oft auf das Staunen hingewiesen, mit dem die Europäer auf die Phänomene in der neuen Welt reagierten (vgl. Greenblatt 1991: bes. 14-24). Was an den hier untersuchten Berichten über die indianischen Kulturen darüber hinaus auffällt, ist die Behauptung, dass auch die Indianer über die wundervollen englischen Eigenschaften staunten. Marvellous' sind nicht nur die paradiesischen Zustände in Amerika, sondern auch die Vorstellungen der Indianer von den überlegenen Engländern. Deutlich wird dies etwa in Barlowes Schilderung des Bildes, das die Indianer vermeintlich von den Engländern hatten: „[T]hey wondred meruelously when we were amongest them, at the whitenes of our skinne, euer coueting to touch our breastes, and to view the same: besides they had our shippes in maruelous admiration" (Barlowe 1955: Ulf.).[33] Besonders der Eindruck, den englische Waffen, Bücher und Instrumente auf die staunende indianische Bevölkerung machten, wurde immer wieder hervorgehoben. Durch diese Beschreibung der Bewunderung, die Indianer englischen Errungenschaften entgegenbrachten, wurde das Bewusstsein der eigenen Überlegenheit gestärkt. In kaum einem Bericht fehlt ein Hinweis darauf, dass die Engländer

32 Vgl. Bitterli (1992: 83f.). Hariot (1955: 379) betont, dass den Indianern in Virginia auffiel „that we had no women amongst vs, neither that we did care for any of theirs/' Auch Lane waren keine sexuellen Kontakte zwischen Indianerinnen und Engländern bekannt.

33 Es handelt sich um einen Stamm in Sequotan in der Nähe von Roanoke. Selbst der eher prosaische John Smith (1966: 47) beschrieb die Reaktion von Indianern auf seine Vorführung einiger Errungenschaften der Zivilisation in fast poetischer Weise: „[T]hey all stood as amazed with admiration."

den Indianern fast wie Götter erschienen. Selbst in Hariots wohlwollender Schilderung indianischer Kulturen tritt dieses Bewusstsein schrankenloser Überlegenheit zutage: Kompasse, Uhren und andere Dinge seien den Indianern so fremd gewesen, dass sie geglaubt hätten, diese seien „rather the works of gods then of men“ (Hariot o.J.: *376*).[34] Die englischen Kolonisten benutzten Indianer daher primär als eine Art Vergrößerungsspiegel, der das Bild der Engländer in mindestens doppelter Größe zurückwarf.

Im Hinblick auf die eingangs aufgeworfene Frage nach dem Zusammenhang zwischen Selbst- und Fremdbild lässt sich festhalten, dass englische Berichte über die ersten Begegnungen mit indianischen Kulturen mehr über die Engländer aussagen als über die Indianer. Obgleich insofern eine gewisse Offenheit vorherrschte, als die Fremden nicht von vornherein als Kuriosa ausgegrenzt wurden, blieben die englischen Bilder der Indianer doch sehr schablonenhaft. Damit bestätigen die Berichte die Skepsis derjenigen, die die Möglichkeit des Fremdverstehens grundsätzlich in Zweifel ziehen. Dies sollte man den Reisenden jedoch nicht zum Vorwurf machen; schließlich waren sie keine Ethnologen, die eine systematische Beschreibung indianischer Kulturen verfassen wollten, sondern Entdecker, Kolonisten und Abenteurer. Zudem verfügten sie über einen eingeschränkten, teils von Mythen geprägten Kenntnisstand, der ein einigermaßen angemessenes Erfassen der Situation in Amerika stark behinderte. Und dennoch sind ihre Vorstellungen nicht viel entstellender als die Bilder von Indianern, die in Deutschland heute kursieren, und die vom Ideal des ‚edlen Wilden’ zeugen: Karl May lässt grüßen. Populäre Filme verbreiten weiterhin das Bild der nomadenhaften, edlen Indianer, die in Wigwams wohnen und aufrecht gegen die bösen Weißen kämpfen. Unsere Auffassungen sind daher zwar nicht weniger verzerrend, aber schwerer zu rechtfertigen als die der Engländer: Schließlich gehen unsere Fehleinschätzungen nur auf Bequemlichkeit und das Bedürfnis nach Unterhaltung zurück, während sich die Reisenden mit einer neuen Welt konfrontiert sahen, die so gar nicht zu ihren Vorkenntnissen passen wollte.

34 Vgl. auch ebd. (379) sowie Smith (1966: 24). Zu den Gründen, warum Europäer Indianern als gottähnliche Wesen erschienen, vgl. Axteil (1992: 33, 37).

Bibliographie

Andrews, Kenneth R. 1984. *Trade, Plunder and Settlement. Maritime Enterprise and the Genesis of the British Empire, 1480-1630.* Cambridge: Cambridge University Press.

Axtell, James. 1992. *Beyond 1492. Encounters in Colonial North America.* Oxford: Oxford University Press.

Barlowe, Arthur. 1955. „Arthur Barlowe' s Discourse of the First Voyage [1589]." In: David Beers Quinn (Hg.). *The Roanoke Voyages 1584-1590. Documents to Illustrate the English Voyages to North America under the Patent Granted to Walter Raleigh in 1584. Bd. 1.* London: For the Hakluyt Society. 91-116.

Berkhofer, Robert F. Jr. 1978. *The White Man's Indian. Images of the American Indian from Columbus to the Present.* New York: Vintage.

Bitterli, Urs. 1992. *Alte Welt - neue Welt. Formen des europäisch-überseeischen Kulturkontaktes vom 15. bis zum 18. Jahrhundert.* München: Beck.

Brenner, Peter J. (Hg.). 1989. *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Cressy, David. 1986. „Elizabethan America: ‚God' s Own Latitude' ?" In: *History Today* 36: 44-50.

Dickason, Olive Patricia. 1984. *The Myth of the Savage, and the Beginnings of French Colonialism in the Americas.* Edmonton: University of Alberta Press.

Ette, Ottmar. 1991. „Funktionen von Mythen und Legenden in Texten des 16. und 17. Jahrhunderts über die Neue Welt." In: Karl Kohut (Hg.). *Der eroberte Kontinent. Historische Realität, Rechtfertigung und literarische Darstellung der Kolonisation Amerikas.* Frankfurt a.M.: Vervuert Verlag. 161-182.

Fuller, Mary C. 1991. „ Ralegh' s Fugitive Gold: Reference and Deferral in The Discoverie of Guiana." In: *Representations* 33: 42-64.

Greenblatt. Stephen J. 1973. *Sir Walter Ralegh. The Renaissance Man and His Roles.* New Haven, Conn: Yale University Press.

___. 1991. *Marvelous Possessions: the Wonder of the New World.* Oxford: Clarendon Press.

Hakluyt, Richard. o.J. *The Principal Navigations, Voyages, Traffiques and Discoveries of the English Nation. Made by Sea or Overland to the Remote and Farthest Distant Quarters of the Earth at any Time within the Compasse of these 1600 Yeares [1598-1600].* 8 Bde. London/New York: Dent Dutton.

Hariot, Thomas. 1955. „A Briefe and True Report [Februar 1588]." In: David B. Quinn (Hg.). *The Roanoke Voyages 1584-1590. Documents to Illustrate the English Voyages to North America under the Patent Granted to Walter Raleigh in 158.* Bd. 1. London: For the Hakluyt Society. 317-387.

Keymis, Lawrence. o.J. „The Second Voyage of Guiana Performed and Written in the Yeere 1596." In: Richard Hakluyt. *The Principal Navigations Voyages, Traffiques and Discoveries of the English Nation. Made by Sea or Overland to the Remote and Farthest Distant Quarters of the Eart at any time within the compasse of these 1600 Yeares [1598].* Bd. 7. London/New York: Dent Dutton. 362-398.

Kupperman, Karen Ordahl. 1980. *Settling with the Indians. The Meeting of English and Indian Cultures in America, 1580-1640.* Totowa, N.J.: Dent Dutton.

Lane, Ralph. 1955. „Discourse on the First Colony [17.8.1585-18.6.1586]." In: David B. Quinn (Hg.). *The Roanoke Voyages 1584-1590. Documents to Illustrate the English Voyages to North America under the Patent Granted to Walter Raleigh in 1584.* Bd. 1. London: For the Hakluyt Society. 255-294.

Pagden, Anthony. 1982. *The Fall of Natural Man. The American Indian and the Origins of Comparative Ethnology*. Cambridge: Cambridge University Press.

Peckham, Sir George. o.J. „A Discourse of the Necessitie and Commoditie of Planting English Colonies upon the North Partes of America." In: Richard Hakluyt. *The Principal Navigations Voyages, Traffiques and Discoveries of the English Nation. Made by Sea or Overland to the Remote and Farthest Distant Quarters of the Earth at any time within the compasse of these 1600 Yeares [1598]*. Bd. 6. 42-78.

Ralegh, Walter. 1751. „Voyage for the Discovery of Guiana." In: *The Works of Sir Walter Ralegh, Political, Commercial, and Philosophical; Together with his Letters and Poems*. Bd. 2. London: R. Dodsley. 137-245.

Sheehan, Bernard W. 1980. *Savagism and Civility. Indians and Englishmen in Colonial Virginia.* Cambridge: Cambridge University Press.

Smith, John. 1966. „The Generali Historie of Virginia, New-England, and the Summer Isles [London, 1624]." In: *March of America Facsimile Series*, no. 18. Ann Arbor: University Microfilms.

Tilton, Robert S. 1994. *Pocahontas. The Evolution of an American Narrative.* New York: Cambridge University Press.

White, John. 1955. „ John White' s Narrative of His Voyage 1587." In: David B. Quinn (Hg.). *The Roanoke Voyages, 1584-1590. Documents to Illustrate the English Voyages to North America Under the Patent Granted to Walter Raleigh in 1584.* Bd. 2. London: Hakluyt Society. 515-543.